

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **13 (1945-1946)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

ZUR PHILOSOPHIE DER TECHNIK

Soll Frieden den Krieg ablösen, müssen wir uns aus dem Bann reißen, mit dem der unerbittliche Kampf auf Leben und Tod das unbedenklichste, rücksichtsloseste Handeln erzwungen hat — und uns besinnen. Der Krieg *mußte* auf der ungehemmten Steigerung aller Mittel bestehen: noch schnelleres Fliegen, noch schwereres Bombardieren, noch weitreichenderes Zielen und Treffen zu erreichen suchen; aber der Frieden schenkt den goldenen Augenblick der Besinnung auf diese Mittel. Können wir — ohne Gefahr für uns und unsere Kinder — nur an die Vernichtung des Gegners denken? Dürfen wir uns Grenzen ziehen? Könnten wir uns über diese Grenzen einigen? Gibt es ein Maß, über das wir uns einigen *müssen*, wenn wir leben bleiben und zusammenleben wollen? Soll der schon allzu flüchtige Augenblick des Friedens nicht ungenützt verstreichen, muß auf die durch den Krieg gerechtfertigte hemmungslose *Entfaltung* der Technik jetzt *Besinnung* auf die Technik folgen!

In zwei neuen Veröffentlichungen bahnt Professor Donald Brinkmann¹ dieser heute lebenswichtigen Besinnung auf die Technik den Weg, und bietet gleichzeitig, in seinen Schlußfolgerungen, eine Verheißung dafür, daß der Mensch — der schon so vieles übersteigert hat, um sich seiner überhaupt erst zu bemächtigen — auch gegenüber der Technik das Maß finden wird, innerhalb dessen Grenzen diese Macht zum Segen ausschlagen und dauernd Frucht tragen kann.

1. Der Geist der Technik

Darf man nach einem «Geist» der Technik fragen? Hat der Philosoph, hat der Geisteswissenschaftler im Raum der Technik eigene Aufgaben? Eine erste wichtige Leistung der Schrift «Mensch und Technik» ist der in dieser Vollständigkeit noch nirgends gelieferte Nachweis der vielen Techniker unter den Philosophen und der zahlreichen Philosophen unter den Technikern, und wie Philosophie und Technik — oder schöpferische Bewußtheit technischen Schaffens und technisches Schöpfertum — stets zusammenhängen, stets zusammengingen. Erst im späten neunzehnten Jahrhundert, als der «Geist» gegenüber seiner Naturseite vorübergehend versagte, kam das Vorurteil einer selbstherrlichen Naturwissenschaft auf, das zwar von den Wissenschaftlern selbst schon längst wieder überwunden ist, in der öffentlichen Meinung aber immer noch spukt.

Seit Petrus Peregrinus, dem ersten Theoretiker des Perpetuum mobile, und Albertus Magnus, dem meisterhaften Konstrukteur von Apparaten und Auto-

¹ *Paracelsus und die Seele der modernen Technik*; Nova Acta Paracelsica, 2. Jahrbuch der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft, Verlag Birkhäuser, Basel 1945.

Mensch und Technik; Grundzüge einer Philosophie der Technik; A. Francke AG., Bern 1946.

maten (die sein Lieblingsschüler Thomas von Aquino ihm buchstäblich und im übertragenen Sinn in Stücke schlug), haben Philosophen an der Entfaltung der Technik schöpferisch Anteil genommen: in der Renaissance etwa Leon Battista Alberti, Leonardo da Vinci, Geronimo Cardano, im Barock Galilei, Leibniz, Tschirnhaus, Bilfinger, Lomonossow, um nur einige Namen der ausführlichen Darstellung Brinkmanns hervorzuheben, oder später verschiedene französische Enzyklopädisten und die Engländer Babbage und Spencer. Noch größer ist die Zahl der Philosophen, die sich als Denker mit der Technik auseinandergesetzt haben: Francis Bacon, Adam Smith, Kant, Hegel, Comte, Marx, Lange, Fechner, Ernst Kapp (ein Schüler von Hartmanns, der 1877 die erste «Philosophie der Technik» veröffentlichte), Nietzsche, Dewey, Spranger, Scheler, Cassirer, Jaspers, Häberlin, um wieder nur einige zu nennen. Neben diesen an der Technik beteiligten Philosophen stehen die Philosophen unter den Technikern: allein im neunzehnten Jahrhundert Johann Meinrich Mayr aus Arbon, Runge, Liebig, Röbling, Reuleaux, Franzius, Popper-Lynkeus oder die beiden Dichteringenieure Max Maria von Weber und Max Eyth.

Wir überspringen die Darstellung der «Technischen Elemente im philosophischen Denken», die nachweist, wie die philosophische Entwicklung seit dem Mittelalter auch innerlich der technischen Entfaltung entsprochen hat, um als zweite wichtige Leistung der Brinkmannschen Arbeit die systematische Untersuchung des eigentlichen Wesens der Technik hervorzuheben. Vier verschiedene Begriffsbestimmungen — die alle zu eng und äußerlich sind — beherrschen hier heute das Feld: die Technik soll angewandte Naturwissenschaft, Mittelbereitung zu wirtschaftlichen Zwecken, ein zweckneutrales Mittelsystem oder ein Ausdruck menschlichen Machtstrebens sein. Die Auseinandersetzung mit diesen vier vorherrschenden Begriffsbestimmungen der Technik ist der erste Schritt auf dem Weg zur Erfassung ihres Kerns.

Die Technik ist weder ein Geschöpf noch die Schwester der *Naturwissenschaft*, sondern eigenständiges konstruktives Gestalten, das sich der naturwissenschaftlichen Erkenntnis bedient, ohne von ihr aus- oder in ihr aufzugehen. Die Technik ist auch nicht um der Wirtschaft willen da, wie es der Nationalökonom von Gottl-Ottlilienfeld behauptete und der Philosoph Spranger von ihm übernahm: der technische Schöpfer mag an den «Nutzeffekt» oder Wirkungsgrad seiner Erfindung denken, wird aber von dem Gedanken an ihren *wirtschaftlichen* Nutzen selten gelenkt und noch seltener angespornt. Macht es dann das Wesen der Technik aus, in eigener Neutralität Mittel für beliebige fremde Zwecksetzungen bereitzustellen, wie es vor allem Simmel angenommen hat? Diese gefährlichste Annahme — deren letzte Folgerung nur die Verantwortungslosigkeit des Technikers und der Selbstzweck der «totalen Mobilmachung» sein können — verkennt das lebendige Eigenwesen der Technik, das schließlich auch nicht aus dem menschlichen Machtstreben hervorgeht, wie Spengler und Scheler es wollten. Weil die Techniker vorwiegend *Tatmenschen* sind, darum sind sie noch keine *Machtmenschen*; außerdem übersieht die Uebertragung des Willens zur Macht auf die Technik deren seelischen Ursprung und ihren Drang nach dem Höchsten, ohne die der Rausch unverständlich bleibt, der die neuzeitliche Entfaltung der Technik so rasend ausschweifen ließ.

2. Die Seele der Technik

Nach dem Nachweis des Zusammenhanges von Philosophie und Technik und nach der Auseinandersetzung mit ihren vier herrschenden Begriffsbestimmungen sucht Brinkmann — von keinem Vorurteil weiter abgelenkt — selbst Zugang

zum Wesen der Technik, indem er sich auf ihren tiefsten Ursprung oder «die Seele der modernen Technik» besinnt.

Ausführlicher im «Paracelsus», grundsätzlicher in «Mensch und Technik» wird in dem großen Arzt, Alchimisten und Naturforscher der Renaissance der erste, in modernem Sinn, *technische Mensch* nachgewiesen. Paracelsus erschaut den Menschen als den Operator, durch den «die Wunderwerke der Natur sichtbar werden und Gestalt erhalten», wobei schon er den Operator Mensch so rein technisch auffaßt, daß die zunächst als höchster Auftrag empfangene Aufgabe der Offenbarung der «unsichtbaren Werke Gottes» bereits hier sich aus der Erlösung des Menschen und der Natur durch das Göttliche in eine *Selbsterlösung* des Menschen und seiner Natur verwandelt. Die drei Maximen oder Postulate technischer Arbeit treffen schon für Paracelsus zu: «Ueberwinde die natürlichen Schranken von Raum und Zeit! Ueberwinde die natürlichen Schranken der Kausalität! Ueberwinde die natürlichen Schranken der Substantialität!» — *um dich selbst zu erlösen!* Das ist nach Brinkmann die Seele der modernen Technik: christlicher Erlösungsglaube, der gegen Ende des Mittelalters zum weltlichen Glauben an Selbsterlösung wurde: zu der selbstherrlichen Selbsterlösung des Menschen durch werktätiges Gestalten der Wirklichkeit.

Zunächst entfaltet sich diese Technik, die den Himmel auf die Erde ziehen will, noch weitgehend im Bann der Alchimie, die Brinkmann mit C. G. Jung neu würdigt und in glanzvoller Uebersicht bis zur Gegenwart verfolgt: von Petrus Peregrinus über Marsilio Ficino, Paracelsus, Leonhard Thurneißer, Francis Bacon, Leibniz wie Newton, Dippel, Swedenborg, Novalis, Fröbel, die Phlogistontheorie, die Odlehre und Justus von Liebig bis zu den technischen Utopisten Butler, Bellamy, Wells, Huxley und anderen. Erst bei Leibniz trennen sich wenigstens für das Bewußtsein die Wege der Alchimie und der Technik; aber so, wie dennoch alchimistisches Gedankengut — Brinkmanns Uebersicht beweist das — die «strenge Wissenschaft» weiter beeinflusste, teilt der Techniker mit dem Alchimisten auch weiter den seelischen Grund: die aus dem ursprünglich auf das Jenseits gerichteten Glauben des Mittelalters hervorgegangene säkularisierte Glaubensenergie, die nun bei innerweltlichen Gegenständen nach dem Absoluten trachtet. «Aus dieser religiösen Triebkraft», sagt Brinkmann, «leitet sich die beispiellose Entfaltung der Technik seit der älteren Neuzeit im Abendland her, zugleich aber», fügt er hinzu, «hängen auch alle jene verheerenden Folgen damit zusammen, deren letzte schauerliche Steigerung wir im Verlauf des zweiten Weltkrieges miterlebt haben.»

3. Mensch und Technik

Sollen wir uns nun in dem Abendgebet des großen Technikers James Watt bergen: «Ich verfluche alle Erfindungen, die ich gemacht habe»? Sollen wir wie Rudolf Diesel, der Erfinder des nach ihm benannten Verbrennungsmotors, uns aus der Verzweiflung an der uns über den Kopf gewachsenen Technik selbst das Leben nehmen? Sollen wir noch einmal die Maschinen stürmen? — sie in romantischerer Vergangenheit zu vergessen suchen? — uns am technischen Fortschritt blindlings berauschen? — oder wollen wir auf jede grundsätzliche Besinnung überhaupt verzichten, wie Ferdinand Sauerbruch in seinem Berner Vortrag «Mensch und Technik» von 1944, mit dem Trost: «Wer will da einzelne verantwortlich machen?»

In seinen beiden Arbeiten stellt Brinkmann der Schlußfrage Sauerbruchs, mit der dieser sich in der Flucht aus der Verantwortung eine Art Rechtfertigung seines Verzichtes auf Umbesinnung sichert, als seiner eigenen Besinnung mannhafteren Schluß und Entschluß das Bekenntnis entgegen: «Nicht nur derjenige,

welcher die Apparate und die Maschinen konstruiert, trägt eine Verantwortung, sondern *jeder einzelne von uns*, der technische Konstruktionen bedient und gebraucht... Hinter allen technischen Konstruktionen, wirtschaftspolitischen Programmen und wissenschaftlichen Erkenntnisssystemen steht der *Mensch*, und zwar der Mensch nicht als Glied eines anonymen Kollektivs, sondern als Repräsentant eines bestimmten Menschentypus...»

Wohl konnte die Technik der Menschheit über den Kopf wachsen — weil der Mensch (*jeder einzelne von uns*) den Kopf verlor: indem er in der Technik nur seinen aus der Jenseitsprojektion auf das Diesseits geworfenen Drang nach Beherrschung des Absoluten ausleben wollte. Auch die rasendste Technik bleibt das Geschöpf des Menschen: ausschweifend lediglich darum, weil der Mensch selbst ausschweift und rast. Kann eine Bändigung der Technik auch bloß aus einer neuen Bindung des Menschen erwachsen — und muß jede Einschränkung der Technik so lange fruchtlos bleiben, als der Mensch weiter unbeschränkt herrschen will —, so wird umgekehrt doch auch die entfesseltste Technik einschränkbar, sobald der Mensch — der hinter ihr steht und immer hinter ihr steht — aus Traum und Wahn zu der Wirklichkeit seines beschränkten Maßes erwacht!

HERMANN L. GOLDSCHMIDT

GEDANKEN ÜBER BLAISE UND ÖPPI VON WASENWACHS

«Amicitia memor», Erinnerung in der Freundschaft. Dieses innige Mahnwort steht auf dem Brunnen eingemeißelt, der die hochgelegene «Promenade Saint-Antoine» in Genf schmückt. Zwei anmutige Mädchengestalten umschlingen sich lieblich und flüstern sich ihre Träumereien ins Ohr. Es sind die Musen der beiden im Leben treu befreundeten Schriftsteller Philippe Monnier und Gaspard Vallette, die in ihren Werken so oft das einige Schritte vom Brunnen entfernte Collège besungen haben. Der sprudelnde Quell mit den Musenbildern wurde ihnen denn auch als Dankesmal von den Schülern des seinerzeit von Calvin erbauten Gymnasiums gesetzt.

Es gibt wohl kaum eine zweite Mittelschule der Schweiz, deren ehrwürdiges Gebäude so liebevoll von poetischer Eingebung verherrlicht wurde. Mancher sonst nüchterne Genfer, der in diesen Mauern ernst-fröhliche Jugendjahre verbracht hat, widmet ihm geradezu einen Kult, der in einer Verschmelzung anhänglichen Gedenkens und vaterländischer Gefühle besteht. Männer wie General Dufour, Petit-Senn, Amiel und in neuerer Zeit Louis Dumur und Henri de Ziegler haben diesem Kult gelegentlich gehuldigt. Am vorzüglichsten kommt die hohe Verehrung zum Ausdruck in dem 1904 erschienenen Buch Philippe Monniers: «Le livre de Blaise».

Kein Wunder, daß dieses reizende Werk die Uebersetzer gelockt hat, trotzdem viele Stellen wegen der Lokalausdrücke geradezu unübertragbar sind. Im vergangenen Jahr hat N. O. Scarpi es wieder versucht; und mir scheint, das Wagnis sei ihm gelungen¹. Das Büchlein steht also nun auch denen zum Genuß bereit, die Mühe haben, es im Originaltext zu verstehen. Möge es vielen Deutschschwei-

¹ Philippe Monnier, «Das Buch von Blaise», Vierzig heiter-nachdenkliche Geschichten, Fretz & Wasmuth, Zürich 1944.

zern dazu verhelfen, einen tieferen Blick in die scheu verschlossene Seele des Genfers zu werfen. Denn um das und um nichts anderes geht es im Grunde bei der poetischen Darstellung jenes schlichten Schülerleins, das den Namen Blaise führt.

«La république est au collègue». Dieser Ausspruch eines Genfer Ratsherrn anlässlich eines Schulfestes ist beinahe buchstäblich wahr. Die Genfer Schüler- und Lehrerschaft bildet einen Staat im Kleinen mit all seiner Buntheit und Vielfältigkeit. Da treten, wie anderwärts, verschiedene Schülertypen auf, die Monnier trefflich zu charakterisieren versteht: der Raufbold Berton; der Mädchenfeind Griolet, genannt Riquet-à-la-Houpe; der Scheinheilige Guillaumet, der so sauber aufgeputzt ist wie kein anderer in der Klasse; der erfinderische Olivet, der in den Stunden alle Geräusche, sogar den Gesang der Nachtigall nachahmt; Nourrisson, die Klatschbase, die ihrer Mama alles berichtet und die Kameraden bei dem Lehrer verträtscht; Pictet, das Herrnsöhnlein, das zu Hause in der Altstadt einen Diener mit weißer Krawatte hat; Martin, dessen Vater Bankier, und Bastide, dessen Mutter eine Waschfrau ist; Decarro, der Streber, der Pictet stets begleitet und dessen feine Manieren nachahmt; Canel, der immer etwas Süßes schleckt; Fontanaz, den man am Reck oder am Barren gesehen haben muß; Torcarpel, der Gassenjunge; Liotard, der Waisenknabe; Vacaresco, der aristokratische Rumäne; Carignan; Colladon; Chapuisat; Lavanchy und wie sie alle heißen.

In dieser bunten Gesellschaft fühlt sich Blaise, der Träumer, etwas einsam. Wohl hat er Cuendet gern, ja sogar Fontanaz. Aber sein Busenfreund, das ist jene Kraftnatur, jener Mordskerl Berton, der mit seinen Händen alles machen kann, was er will. Er ist es, der im Schülerkreis befiehlt und entscheidet. Keiner kann so weit im Bogen spucken wie er.

Diese munteren Knaben, ihre gravitätischen Lehrer, die Eltern, ja die Behörden verbindet ein unsichtbares Band; sie atmen dieselbe, von der scharfen Bise gepeitschte und vom Seenebel durchtränkte Luft: ein geistiges Klima beseelt sie, das der Dichter Philippe Monnier meisterhaft hervorzuheben versteht. Denn ein Dichter ist Monnier, viel mehr als ein Romanschriftsteller, trotzdem alle seine Werke in Prosa verfaßt sind. In welcher herrlicher, farbenprächtiger, anschaulicher Sprache! Wie sein Vorgänger Rod. Toepffer hatte auch Monnier in seiner Jugend gewünscht, Maler zu werden, mußte dann aber wegen eines Augenleidens auf sein Vorhaben verzichten. So wurde er ein Maler mit der Feder, ein erstaunlich moderner Künstler, der es mit den subtilsten Impressionisten aufnehmen kann.

Sein Buch ist keine fortlaufende Erzählung, sondern liest sich wie ein farbenfröhliches Bilderbuch. Der Rahmen dieser Bilder ist das ehrwürdige Gymnasium, das am Fuße der Kathedrale mit seinen spitzen Giebeln den anmutigen, schattigen Hof umragt. Die ganze Vergangenheit Genfs scheint unter den uralten Ulmen dieses Hofes gewandelt zu sein: Da tritt Calvin hervor aus der von ihm gebauten Säulenhalle und unterhält sich mit seinen Magistern; da versammeln sich am Schulfest sämtliche Schüler, bilden mit den Lehrern einen stattlichen Umzug, der mit Trommeln und Trompeten an den Behörden der kleinen Republik vorbeizieht, um alsdann im hohen Schiff der Kathedrale der Preisverteilung beizuwohnen. All diese vergangenen Ereignisse sind umglänzt vom Licht zartester Erinnerung. Sie bezaubern uns wie jene Fresken der italienischen Primitiven, die Monnier so gut kannte und in seinen Werken über die italienische Renaissance beschrieben hat.

Das Wesentliche aber sind nicht diese erhabenen Gegenstände. Das Wesentliche, das ist das Leben und Treiben des kleinen Blaise und seine Kameraden. Wie Spitteler in den Mädchenfeinden, so geht auch Monnier vor allem darauf aus, Dinge und Menschen so zu schildern, wie sie die Knaben mit ihren noch unverbrauchten Augen sehen. Das verschafft der Erzählung ihren ursprünglichen Reiz.

Monnier scheut auch nicht davor zurück, die Buben reden zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Sie drücken sich in ihrem nur den Genfern verständlichen «Argot» aus. Hier versagt oft die Uebersetzung Scarpis, weil tatsächlich nichts Entsprechendes im Deutschen zu finden ist. Auch hierin könnte man eine Aehnlichkeit mit Spittlers Vorliebe für gewisse dem Dialekte entnommene Wörter finden; nur mit dem Unterschiede, daß Monniers Vorgehen bei der strengen Einheitlichkeit der französischen Sprache viel gewagter war.

Es ist kein leichtes, jemandem, der das «Livre de Blaise» nicht gelesen hat, den bescheidenen Helden dieses merkwürdigen Buches zu schildern. Wie von Gerold in den Mädchenfeinden gilt auch von ihm das seltsame Wort: «Man ist immer der Jüngste, wenn man in den tiefen Brunnen hineinlebt, wo die Zeit mit dem Eimer der Gegenwart aus der Ewigkeit schöpft.» Jugendlichkeit im Sinne der Ursprünglichkeit, das ist das Hauptmerkmal jeder werdenden Künstlerseele. Wie der junge Spittler uns durch Gerolds Augen geheimnisvoll anschaut, so ist auch Blaise das kunstvoll transponierte Ebenbild des Genfer Erzählers. «Nichts bin ich und niemand... Ich bin ein einfacher Grillenzüchter, der sich an seinen Träumereien ergötzt. Manche halten mich für einen Dichter, andere für einen Tölpel, die meisten — und das ist das Schlimmste — für ein Original.» So schildert Blaise in einer launischen Anwandlung sich selbst. Als ein feinführender, mondscheinliebender Phantast hat er sein Leben verträumt. Er mutet uns an wie ein ferner Nachkomme jener romantischen Taugenichtse, die ein Jahrhundert vor ihm das Abendland mit ihren wehmütigen Anwandlungen erfüllten. «Und dennoch, vermöge eines zum mindesten seltsamen Widerspruchs seiner immer wieder enttäuschenden Veranlagung, liebte dieser Sohn der Phantasie, dieser Bruder der Zikade, dem die Logik ein richtiges Unbehagen verursachte, sein Genf mit leidenschaftlicher Verehrung.»

Genau wie Werthers Briefe, so sind auch Blaises Aufzeichnungen über das Collège angeblich von seinen Freunden nach seinem Tode herausgegeben worden. Sie sind so naturgetreu, daß Blaise in den Augen aller Genfer wahrhaft gelebt hat; ja daß er in gewissem Sinne mit seiner zarten, tiefeingewurzelten Vaterlandsliebe in ihnen fortlebt. Das «Livre de Blaise» ist eines jener wenigen Bücher, in denen der Geist und das tiefste Wesen einer kleinen politisch-kulturellen Gemeinschaft liebevoll erfaßt und meisterhaft geprägt worden sind. Wie eine echte Goldmünze wird es die flüchtigen Geschlechter überdauern und zeugen von dem Unsterblichen, das in jeder echten Menschenkultur enthalten ist.

Der Gedanke, das kulturelle Leben unserer Kantone unter dem Gesichtspunkt der Schule zu erfassen, hat etwas Verlockendes. Es ließe sich auf diesem Wege ein aufschlußreicher Querschnitt durch unser gesamtschweizerisches Denken und Fühlen ziehen, der wieder einmal die unglaubliche Mannigfaltigkeit unserer heimatischen Gepflogenheiten hervorheben würde. Auch wäre es eine dankbare Aufgabe, aus dieser Fülle oft entgegengesetzter Tatsachen die verbindende Konstante herauszuarbeiten, um die von G. Keller gepriesene Einheit zu entdecken.

Gelegenheit zu einer derartigen Teiluntersuchung bietet das gleichzeitige Erscheinen der deutschen Ausgabe des «Livre de Blaise» und eines ganz anderen Buches, in dem einer unserer vielversprechenden Schriftsteller das Milieu einer zürcherischen Mittelschule beschreibt, nämlich des Romans «Oeppi von Wasenwachs» von Arnold Kübler².

Sowohl stofflich als stilistisch baut Kübler sein Werk auf viel breiterer Grundlage auf. Nicht nur das Leben einer ostschweizerischen Industriestadt, sondern

² Arnold Kübler, «Oeppi von Wasenwachs, der Bub ohne Mutter», Morgarten-Verlag, Zürich, Conzett und Huber, 1944.

auch das bäuerliche Treiben in einem benachbarten Dorfe (Wiesendangen bei Winterthur) werden uns da bis in die kleinsten Einzelheiten mit einer nie versiegenden Wirklichkeitsfreude geschildert. Auch der Zeitpunkt ist ein ganz anderer. Das träumerische Dasein Blaises fällt etwa in die achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Dagegen ist Oeppis Blickfeld in die Zukunft des stählernen zwanzigsten Jahrhunderts gerichtet. Das kommt schon bei Oeppis Eintritt ins Gymnasium deutlich zum Ausdruck. Zwar hat das im Renaissancestil gehaltene Museumsgebäude, das die Schule damals beherbergte, einen ehrwürdigen Charakter, stehen doch auf dem Säulenvorbau am Eingang die Statuen hervorragender Vertreter des Humanismus und der Aufklärung. Allein, sowohl die Schüler als die Lehrer würdigen sie kaum eines Blickes. Der Geist, der die Schulgemeinschaft belebt, ist im Wesentlichen nach der modernen Richtung orientiert. Das Griechische ist hier ein Aschenbrödel unter seinen vornehmen Schwestern, den Naturwissenschaften. Haeckels Welträtsel gelten mehr als Platos und Kants Gedankengänge. Es weht ein scharfer, realistischer Geist, der allem intellektuellen Treiben sein besonderes Gepräge verleiht: «Entwicklung, Abstammung, Anpassung, das waren die Gedanken der Zeit, in welche die Schüler hineingeboren waren.»

Man lese zum Beispiel das Kapitel, wo der kleine Landbube Oeppi seinem künftigen Rektor vorgestellt wird. Da tritt er in ein großes Zimmer, dessen Wände von oben bis unten mit Tafeln behangen sind, aus denen die Deszendenztheorie deutlich zu lesen ist. Entscheidend wirkt das auf den kleinen Knaben, schon lange bevor er unter dem Einfluß der hervorragenden Persönlichkeit seines Rektors in den oberen Klassen jene Weltanschauung zur seinen macht, die die rein humanistische abgelöst hat. Das wird ihm um so leichter, als Rektor Robert Keller an Herzengüte und psychologischem Scharfblick die meisten seiner humanistisch gebildeten Kollegen übertrifft. Er ist es, der in diese Schule die kühn aufbauende moderne Ordnung einführte. Der Verfasser des Romans wird nicht müde, diesen schlichten, großzügigen Mann als den Schutzgeist der ganzen Anstalt und als leuchtendes Vorbild moderner Bildung zu kennzeichnen.

Neben der überragenden Gestalt dieses Forschers und Schulmannes verblassen die Gesichter der anderen Lehrer. Zwar wird jeder von ihnen mit scharfer, oft kritischer Beobachtungskunst genau individuell dargestellt. Keiner erhebt sich aber zu typischer Größe. Sie sind Einzelpersönlichkeiten, deren wahre Namen jeder ihrer ehemaligen Schüler leicht errät. Das gibt dem Buch einerseits den Reiz eines Schlüsselromans, verleiht aber den Menschen darin keine höhere, allgemeingültige Bedeutung.

Und dennoch ist dieses Buch dank seiner unvergänglichen epischen Wucht das dauernde Denkmal einer Zeit und eines Ortes. Das städtische und bäuerliche Milieu werden darin von allen Seiten immer wieder beleuchtet, und es entsteht schließlich ein Bild, das an Vollständigkeit und Treue nichts zu wünschen übrigläßt. Kübler hat sich einen eigenen Stil geschaffen, der seinem üppigen, endlosen Erzählen durchaus angepaßt und stellenweise von hinreißender Wirkung ist. Es spiegelt sich darin gewissermaßen das großzügige, rastlose Streben unserer Zeitalters.

Hier berühren wir wohl schon einen Hauptunterschied ost- und westschweizerischer Geisteshaltung. Während Schule und geistiges Leben in der Westschweiz mehr auf sprachlich-philosophischer Grundlage beruhen, neigen Schulprogramm und geistige Interessen bei den Deutschschweizern entschieden auf die Seite der sogenannten Realien. Dem entspricht auch der auffallende Gegensatz zwischen individualistisch-phantastischem Wesen einerseits und nüchtern-abwägendem Vorgehen andererseits. Diese entgegengesetzten Züge lassen sich in den beiden Büchern bis ins einzelne genau verfolgen.

Irren wir nicht, so ist «Oeppi von Wasenwachs» der erste Band eines langen autobiographischen Bildungsromans, und wir dürfen auf die diesen Lehrjahren folgenden Wanderjahre gespannt sein. Oeppi mutet uns an wie ein Nachkomme des Grünen Heinrich. Die Gegenüberstellung Wasenwachs-Wittudaderdur erinnert auffallend an Glattfelden-Zürich. Dennoch kann in Küblers Roman keineswegs von Epigonentum die Rede sein.

Obwohl Oeppi ein fleißiger Gymnasiast ist, hängt sein Herz doch mehr an seinem Heimatdorf, dessen emsiges Treiben er begeistert mitmacht. So führt er ein Doppeldasein und unterscheidet sich hierin von dem oben geschilderten Genfer Gymnasiasten. Sollte dies nicht darauf hinweisen, daß, abgesehen von Genf, Basel und Zürich, die rein städtische Lebensweise in unserem Lande eine Seltenheit ist?

In der Schilderung des Schülerlebens fällt eine beinahe übertriebene Begeisterung für den Wert der Gelehrsamkeit auf. Monnier berührt dagegen diese Dinge stets mit leiser Ironie. Wenn Kübler das gleiche tut, beruht sein Humor meist auf der Anhäufung von Einzeltatsachen und ihrer unerwarteten Gegenüberstellung. Es ist dies ein ausgesprochen äußerlich-drastisches Verfahren, das zu dem mehr innerlich-andeutenden des Genfer Dichters in scharfem Gegensatz steht. Die Technik des Erzählens ist bei Kübler chronologisch-darstellend, während Monnier mehr beim Besinnlichen und Zeitlosen verweilt.

Hier berühren wir wohl den wesentlichen Unterschied der beiden Einstellungen zu Leben und Kunst. Die alemannische steht der rauhen Wirklichkeit viel näher, die welsche dem schönen Schein der Dinge. Monniers Beschreibung des Genfer Gymnasiums entspricht nicht ganz den Tatsachen. Sie ist verklärt durch den Zauber einer geheimnisvoll sprühenden Phantasie. Dagegen wird jeder Kenner der von Kübler beschriebenen Schule staunen über die gewissenhafte Treue und Sachlichkeit der Darstellung.

In seinem Eifer, alles und jedes anschaulich zu schildern, vergißt Kübler zu sehr den Untertitel seines Romans: «Oeppi, der Bub ohne Mutter.» Das Problem des mutterlosen Kindes kommt bei ihm entschieden zu kurz, eben weil die fieberhaft fortschreitende Darstellungsweise ein Sichvertiefen in Oeppis Seelenleben erschwert. Wohl folgen wir dem Knaben Stufe um Stufe in seinem Aufstieg vom kleinen Schulbuben zum Kadettenhauptmann und Maturanden. Von inneren Nöten scheint der strebsame Junge jedoch verschont zu bleiben.

Wirklichkeitsfreude einerseits, innerliche Beschaulichkeit andererseits, das sind wohl Merkmale, die am auffallendsten Küblers Kunst von der Monniers unterscheiden. Das erhellt auch aus der breitspurig-epischen Prosa des einen und dem subtilen poetischen Pizzicatostil des andern. Ob dieser Gegensatz nicht auch eine wichtige Seite des Wesensunterschiedes zwischen alemannischer und welscher Geistesart ausmacht? Darüber möge der Leser urteilen, der sich in diese zwei so anregenden Neuerscheinungen vertieft.

Und nun zum Schluß noch die Frage: Worin besteht bei all den erwähnten Unterschieden das einigende Band? Die Antwort ist nicht so einfach. Das Gemeinsame ist vor allem der freiheitliche politische Nährboden. Gerade weil alle unsere höheren Schulen aus freien Gemeinwesen hervorgewachsen sind, hat sich jede auf ihre Art ganz ungehindert entfaltet. Da gibt es trotz der eidgenössischen Maturitätsordnung nichts, was an Gleichschaltung erinnert. Gerade darum bleibt der diese Schulen belebende Geist überall derselbe. Er besteht in der unabänderlichen Treue zum Echten, Bodenständigen, zum demokratisch-individuellen Sichauswirken der individuellen und kollektiven Persönlichkeit.

MANFRED SCHENKER

« BEGEGNUNGEN »

Gotthard Jedlicka besitzt vor allem zwei Dinge: eine scharfe Gabe der Beobachtung und eine klare Schreibweise, das Gesehene festzuhalten. Was aber seinen besondern Wert und den besondern Aspekt seiner Persönlichkeit ausmacht, ist das Menschliche, das diese Beobachtungen von Auge und Verstand sammelt und sichtet, und ein Stil, der scheinbar nur notiert, in Wahrheit aber bis in die zartesten psychologischen und künstlerischen Erkenntnisse vordringt. Diese «Begegnungen» sind daher mehr als nur Beobachtungen. Sie geben künstlerische Erkenntnisse wieder, die oft nur wie an den Rand geschrieben erscheinen, so daß man, um einen Titel von Cocteau zu gebrauchen, von «Essai de critique indirecte» sprechen könnte. Der rasche Leser mag den Eindruck gewinnen, daß es Jedlicka darum gegangen sei, in etwas extensiver Tagebuchform seine Besuche bei Künstlern der Gegenwart niederzulegen, indem er ihre äußere Erscheinung und ihre Umwelt schildere, und, soweit es die zufälligen Gespräche ergaben, auf ihre künstlerischen Tendenzen hinweise.

Das Buch ist mehr. Der Verfasser ist aufrichtig genug, oft seine Verlegenheit bei solchen ersten Besuchen und seinen Aerger über seine Unbeholfenheit, den Kontakt zu finden, zuzugestehen. Vor allem bei Picasso verliert er fast die Fassung, da der Künstler ihm anfänglich diese Kontaktnahme erschwert. In diesen scheinbar rein persönlichen Situationen und im Verhalten der Künstler, das Jedlicka meisterlich oft bis in die unscheinbarsten Einzelheiten schildert, liegt jedoch bereits eine tiefe Charakteristik ihres Wesens und ihrer Kunst. Gerade bei Picasso hat man den Eindruck, daß sich zwei Menschen gegenübermaßen, die wirklich eine verschiedene Sprache sprechen.

Als Picasso sagte: «Ich weiß nicht, was Sie meinen», fährt Jedlicka fort: «Ich biß auf die Lippen. ‚Sie machen es mir schwer‘, sagte ich. Ich sah ihn an. Sein Gesicht war kühl und gespannt. ‚Leider verstehe ich die deutsche Sprache nicht‘, sagte er. Ich hob für einen Augenblick entmutigt die Arme...»

Man wird nicht daran zweifeln, daß Jedlicka sich auf französisch sehr gut ausdrückte und daß Picasso, auch wenn er seinen spanischen Akzent nicht verleugnete, nach vierzig Jahren Paris ebenfalls recht gut französisch sprach.

Solche Zeilen geben nicht nur einen Tatbestand, sondern sind bezeichnend für die eigene Betrachtungsweise der Dinge bei Picasso und für seine Unerbittlichkeit, die er sich in einem fünfzigjährigen Kampf um seine Kunst anezog. Picasso scheint sich mehr in kühnen Assoziationen geäußert, als sich wirklich erklärt zu haben. Aber aus seinen Aperçus spricht seine künstlerische Phantasie und sein neugieriger schöpferischer Trieb, der sich von allem anregen läßt. So äußert er bei der Betrachtung einer Photographie: «Sehen Sie, man kann ja noch soviel unternehmen. Wie wenig ist eigentlich getan! Wohin man nur blickt, gibt es Dinge, die noch nicht erforscht und verwertet sind. Sogar diese einzelne Photographie, die doch endgültig abgeschlossen scheint, kann man wieder auf die verschiedenste Weise photographieren und kann damit die unerwartetsten Wirkungen erzielen... So kann irgendeine Photographie der Ausgangspunkt für eine reiche Folge anderer Photographien sein... Und jede einzelne könnte man auch wieder in der genau gleichen Art verwenden... Und wenn man so vorgeht, gibt es überhaupt kein Ende.» Liegt nicht in dieser scheinbar improvisierten Betrachtung Picassos seine ganze innere Logik und die Linie seiner Entwicklung und damit das immer unerwartete Resultat seiner Funde? Ich wüßte in der ganzen Literatur über Picasso nichts, das über seinen Weg aufschlußreicher wäre als diese Bemerkung. Man wird sein Schaffen nie verstehen, wenn man nicht die Tatsache gegenwärtig hält, daß jede auch von ihm selbst geschaffene Form wieder

Ausgangspunkt für eine folgende Form ist, sei es, daß er sie auf ihrer eigenen Linie weitertreibt, sei es, daß er sie umstürzt, um ihren Gegensatz zu suchen. Die Formen Picassos bilden sich nach demselben Gesetz aus den vorhergehenden Funden heraus, wie die assoziativen Stichworte auf Träume, die der Analytiker aus dem Analysanden herausholt. Bald folgen sie dem Gesetz des Verwandten und Aehnlichen (Rose — rot — Blut), bald demjenigen des Gegensätzlichen (weiß — schwarz, rund — eckig). Man betrachte daraufhin einmal die Bilder aus Boisgeloup aus dem Jahre 1934, die bei den gleichen Bildmotiven bald runde, bald eckig-gebrochene Formen zeigen (Cahiers d'Art 1935, Hefte 7—10, S. 192). Man wird demselben Phänomen bei Picasso immer wieder begegnen, und es «gibt überhaupt keine Ende».

Aehnlich ergeht es einem bei der Lektüre des Besuches bei Liebermann und Ensor. Wenn Jedlicka den sommerlichen Wannsee vom Gartenufer der Liebermannschen Villa aus beschreibt, dann gibt er einen bedeutenden Teil der Welt Liebermanns wieder. Man glaubt seine Wannseebilder zu sehen. Es geht Jedlicka nicht um die Beschreibung des Gartens und des Hauses, so sehr er mit seiner Beobachtungsgabe auch das Kleinste zu verfolgen scheint, sondern um die Sichtbarmachung einer Welt, mit der sich der Künstler als seiner eigenen völlig identifiziert. Es mag ein Zufall sein, daß Jedlicka Pascin in einem nächtlichen Café in einer bunten Gesellschaft von Frauen und Männern begegnete. Hätte ihm dieser Zufall aber nicht zugesagt, dann hätte er ihn auch in seinem Atelier aufsuchen können. Diese Umwelt, ihre Unbestimmtheit, die weiche, verschwommene, sinnliche Luft, in die Pascin eingebettet erscheint, ist die Luft seiner Bilder. Jedlicka sieht aber noch mehr als nur diesen «seelischen Impressionismus» Pascins. Er erschaut hinter ihm jene Tragik, von der Pascin in der Hellsichtigkeit der vorgerückten Stunde selbst spricht und die sich dann an ihm auch erfüllt hat. James Ensor begegnet er in seinem Kuriositätenladen in Ostende. Vorher sieht er eine Büste Ensors in einer öffentlichen Anlage, an der der echte Marmor in einer Art behandelt ist, als sei er «teigige Seife». Der erste Eindruck von Ensor ist der eines greisen Hauptes «voll frostiger Süßigkeit», das an den Kopf eines schönen Alten aus einem Panoptikum erinnert. Schon mit diesen wenigen Sätzen sind wir mitten in dieser skurrilen, etwas seifigen und naiv-bunten Welt Ensors, die aus Naivität und kindlichem Trotz in seinen Bildern eigensinnige Gestalt gefunden hat.

In den Begegnungen mit Braque, Derain, Matisse, Maillol und Despiou werden alle Probleme der großen französischen Tradition und der modernen Lösungen berührt, und es ist besonders ertragreich, den bewußten Matisse neben den empfindsamen, verträumten Chagall zu stellen, der in diesem Paris noch heute wie eine ferne russische Legende wirkt.

Der einzige Schweizer, der in dieses Pantheon Eingang gefunden hat, ist René Auberjonois. Er wird damit in die großen Linien der europäischen Malerei eingereiht. Sicher ist er einer der bedeutendsten Maler unseres Landes, und doch wirkt er in der weiten Welt eines Braque, Matisse und Liebermann wie ein Alchimist neben Chemikern. Es ist unbestreitbar: Seine Kunst ist eine runde, in sich geschlossene Welt. In ihr strebt er seinem Ziele zu mit der Hartnäckigkeit eines waadtländischen Weinbauern. In dieser Hartnäckigkeit liegt auch seine Stärke und seine Grenze.

Jedlicka erweist sich auch in diesen «Künstlernovellen», wie er sie in der ersten Ausgabe nannte, als ein aufrichtiger und den vielfältigen künstlerischen Erscheinungen unserer Zeit aufgeschlossener Chronist. Hinter dem ruhigen Stil, der bisweilen hart erkämpft scheint, jedoch den Künstler in Jedlicka selbst bestätigt, steht die Inquiétude unserer Zeit, und daher empfindet man sein Werk wie selten eines aus der Feder eines Kunsthistorikers als das Werk eines Zeitgenossen.

Diese zweite Neuauflage der «Begegnungen mit Künstlern der Gegenwart» ist gegenüber der ersten Ausgabe um die Begegnungen mit Chagall und Auberjonois bereichert und im Verlag Eugen Rentsch, Zürich-Erlenbach, erschienen. Das Buch erhält durch die Bildnisse der behandelten Künstler, die Jedlickas Text für den feinen Beobachter aufschlußreich ergänzen, einen besondern Reiz.

WALTER KERN

AYMON DE MESTRAL:

ALOYS VON REDING¹

In dieser prächtig ausgestatteten und flüssig geschriebenen Biographie rollt ein Stück Schweizergeschichte vor uns ab. 1798—1815 erlebte die Schweiz den Zusammenprall zweier Zeitalter, der den Zeitgenossen in ähnlich aufwühlender Weise zum Bewußtsein kommen mochte wie uns die Gegenwart. De Mestral ist sich dieser Parallelen durchaus bewußt, wenn es auch gut sein mag, sie nicht allzusehr zu pressen.

Bekanntlich bestanden ja damals die beiden Lager der konservativ gesinnten Föderalisten und der modern eingestellten Zentralisten. Was uns heute noch mit der Partei der Föderalisten befreunden kann, ist die Tatsache, daß sie sich gegen die Fremdherrschaft der Franzosen zu wehren versuchten. Sie verkörperten den alten Unabhängigkeitswillen der Eidgenossen. Ihr Geist trieb Bern 1798 zum — wenn auch schwächlichen — Widerstand. Aus ihrem Empfinden ging der Aufstand der Nidwaldner und der Widerstand der Schwyzer hervor, die uns heute noch Beispiele nationalen Heldentums sind. — Was uns aber von der Gesinnung der Föderalisten abstößt, ist die konservative Engherzigkeit, der Partei- und Kantönligeist, der nur in seltenen Fällen durch ein freies, gesamtschweizerisches Denken überwunden wurde.

Dieses Gefühl für die Schweiz als staatliche Einheit, das Bewußtsein, für das Ganze verantwortlich zu sein, außerdem ein Sinn für soziale Gerechtigkeit sowie für individuelle Freiheit, das sind die Eigenschaften der Zentralisten, die wir heute noch weiterzubilden bestrebt sind. Nicht umsonst nannten sie sich die Partei der Patrioten. Ihr Hauptfeind war jene partikularistische Beschränktheit, jener Kirchturmegoismus ihrer Mitbürger. Gegen diesen Feind nahmen sie bereitwillig die Unterstützung der Franzosen in Kauf, auch wenn das Land dabei unter fremde Herrschaft geriet. — Und hier liegt der Punkt, wo wir uns von Ihnen distanzieren müssen.

Es galt nun für jene Zeit, den Ausgleich zwischen den hoffnungslos unter sich Zerfallenen zu finden. Wo waren die Zentralisten, die gewillt waren, mit konservativen Eidgenossen zusammenzuarbeiten? Oder wo fanden sich die Konservativen, die sich zu einer höheren Warte ihrer Politik aufschwingen konnten? Von deren Vorhandensein mußte der Weiterbestand der Schweiz 1814/1815 abhängen. Diese Biographie von de Mestral macht es uns glaubhaft, daß wir Aloys von Reding zu diesen modern denkenden Konservativen rechnen dürfen. Er hat dadurch jene Grundlagen legen helfen, auf denen auch die heutige Schweiz noch beruht.

Schon die Herkunft von Aloys Reding birgt beste Voraussetzung dafür. Er war Angehöriger einer alten Schwyzer Familie, die sich mit der Zeit einen großen Teil der Macht im Lande Schwyz zu erringen gewußt, die mit dem Adel anderer Kantone und anderer Länder beste Beziehungen unterhielt. Dabei war sein Heimatkanton doch ein ausgesprochen demokratisches Ländchen, wo die regierenden Herren gelegentlich von der Volkswut abgesetzt und zu schwerer Rechenschaft gezogen

¹ Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich.

werden konnten. Aristokrat in einem demokratischen Land — was konnte es für eine bessere Voraussetzung geben! Dennoch bedurfte es einer längeren und harten Schule, bis sich Reding zum klaren Bewußtsein der neuen Aufgaben seiner Zeit durchrang.

Sein Anfang ist der eines Redingschen Familiengliedes: er tritt in spanischen Söldnerdienst, wo er sich sehr bewährt. Dann folgt der Auftrag seines Kantons, die schwyzerischen Hilfstruppen, die die Berner gegen die Franzosen unterstützen sollten, zu befehligen. Es ist nicht Redings und nicht der Schwyzer Schuld, daß sie nicht zum Kampf kommen. — Die größere Aufgabe folgt alsbald, jene Aufgabe, die den Helden Aloys von Reding berühmt gemacht hat: der isolierte Widerstand der Schwyzer gegen den französischen Eindringling. Während die Nidwaldner von der Uebermacht blutig geschlagen werden, erringen die Schwyzer unter Reding einen Sieg bei Rothenthurm. Er bleibt freilich ohne Folgen, da die Schwyzer nachträglich mit der Uebermacht der Franzosen paktieren müssen. Doch erscheint dadurch Reding als der Held von Schwyz, dessen Namen plötzlich in der ganzen Schweiz bekannt wird. Nachdenklich stimmen uns aber Redings Aufzeichnungen über diesen Tag: «Hier begann der Tellen Freiheit, hier hörte selbe auf. An diesem Ort haben unsere Ahnen über Oesterreich gesiegt, und an diesem Ort wurden wir Enkel von den siegegewohnten Franken nicht besiegt. Aber wie verschieden zeigten sich die Folgen. Der erste Sieg war die Weihe dieser Freiheit, der letzte ihr Grab.» Und anderswo: «Es ist bekannt, daß jede Regierung zu einer gewissen Periode kommen muß und dann der Tod dem politischen Körper ebenso unvermeidlich ist als dem menschlichen . . . Bei Sterbenden ist die letzte Krisis immer heftig, aber über alle Erwartung hartnäckig und tobend kämpften sie mit diesem kleinen politischen Körper.» — Solche Worte bringen uns zum Bewußtsein, daß Reding damals deutlich erkannte, die alte Schweiz mit ihrer alten Freiheit und ihrer «*confusio divinitus conservata*» sei zu Ende, ungeachtet eines solchen Sieges. Vielleicht, daß ein solches Empfinden ihn für die Idee einer neuen Schweiz offener machen konnte.

In den nun folgenden Jahren der Parteienkämpfe zwischen Zentralisten und Föderalisten steht Reding mit dem Herzen naturgemäß ganz auf föderalistischer Seite, aber sein sauberer, gerader Charakter bewahrt ihn vor den Zetteleien und Intrigen seiner Standesgenossen. Die Parteigänger Oesterreichs, die mit dem sogenannten «Hirtenhemlikrieg» vertragswidrig die Franzosen in Schwyz angreifen wollen, bringt Reding unter Lebensgefahr zur Vernunft. Als Abgeordneter von Schwyz kommt er mit der Tagsatzung in Berührung, er wird Senator und schließlich erster Landammann der Helvetischen Republik. Es fiel diesem Offizier, der nicht an eine politische Karriere dachte, nicht leicht, sich aufs Glatteis der Politik zu wagen. Er tat es aus Pflichtgefühl. — Als Landammann hatte er mit Napoleon und Talleyrand zu verhandeln und ihnen gegenüber das Recht der Gesamtschweiz zu wahren. Hier wehrte er sich mit Nachdruck und Zähigkeit gegen die Lostrennung des Wallis, dessen Napoleon für seine italienischen Pläne bedurfte. Sein Kampf blieb allerdings erfolglos. Aber selbst wenn er als Politiker versagen mochte, reifte ihn das Amt des Landammanns zum Mann einer gesamtschweizerischen Betrachtung.

Uebergehen wir nun seinen Sturz, übergehen wir den «Stecklikrieg» und das Eingreifen Napoleons mit seiner Mediationsverfassung, übergehen wir die trüben und doch nicht wertlosen Tage von Redings Gefangenschaft auf der Festung Aarburg und die Befreiung dank der Fürsprache d'Affrys, des neuen Landammanns. Lassen wir auch die stillen Jahre häuslichen Glücks zwischen 1805 und 1813, wo Reding als Wirt zahlreiche Gäste empfängt, wo er mit allerhand geistlichen und weltlichen Geschäften bedacht wird, wo wir Zeit finden, uns um seine Brüder in Spanien zu kümmern, wo ihrer einer einen glänzenden Sieg über die Franzosen errungen hatte. Unseres Helden wartet wieder eine große Stunde, wo die gesamte Schweiz seiner Dienste bedarf.

1813 wird Reding von der Tagsatzung ins große Hauptquartier der Alliierten abgeordnet, wo er die Respektierung der schweizerischen Neutralität durchsetzen soll. Wieder bleibt hier Reding, dem Politiker, der Erfolg versagt. Nicht zuletzt deswegen, weil ehrgeizige Berner Patrizier, die die Zustände von 1798 wieder hergestellt wissen wollen, heimlich für einen Einmarsch der Alliierten werben. Hier finden wir Reding als scharfen Gegner der Ultras, der extremen Konservativen. Die Partei- und Kantonsfehden, die sich im Jahr 1814 abspielen, und zwar vor den Augen der ausländischen Diplomaten, gehören wohl zu den bemühendsten Kapiteln der Schweizergeschichte. Angesichts solch heillosen und charakterlosen Wirrwarrs — von einem gesamtschweizerischen Standpunkt aus geurteilt — kann es wie ein Wunder anmuten, daß das Gebiet der Schweiz im Wiener Vertrag in ziemlicher Gänze respektiert worden ist. Reding selber hatte mit dem Wiener Kongreß nichts mehr zu tun. Aber es ist vielleicht nicht gleichgültig, daß Zar Alexander I., Kaiser Franz I. (nicht Franz II., wie de Mestral irrtümlich schreibt; dieser Titel, den er als Deutscher Kaiser geführt hatte, war seit 1806 erloschen), Friedrich Wilhelm III. nebst dem Stab ihrer Minister und Sekretäre Gelegenheit hatten, in Reding einen lauterem, charaktervollen, uneigennütigen und gesamteidgenössisch denkenden Schweizer kennenzulernen.

Es hinterläßt nun einen bitteren Nachgeschmack, zu sehen, wie Reding dieses Leben getragen hat. An der Stelle des gereiften Mannes, der die Weltereignisse in seiner Alterszurückgezogenheit mit ruhiger Abgeklärtheit verfolgt hätte, finden wir nach 1814 einen Verbitterten, Vergrämten und Gebrochenen, der sich von allen öffentlichen Geschäften hypochondrisch fernhält. Den Grund für diese Haltung scheint de Mestral in der Undankbarkeit der Zeitgenossen, in den Mißerfolgen Redings zu finden. Er war Offizier. Als solcher hat er Bedeutendes und Großes geleistet. Aber die Ereignisse drängten ihn in die Laufbahn des Politikers. Da genügen die Qualitäten des integren Charakters und des militärischen Scharfblicks nicht mehr. Jenes Fingerspitzengefühl, jene kombinatorische Intelligenz des Parketts, die den Diplomaten ausmachen, gingen Reding ab. So mag ihm sein Leben äußerlich verfehlt vorgekommen sein.

Zum Schluß können wir eine kritische Bemerkung zu dieser Biographie nicht unterdrücken. Bei der Lektüre hält es oft nicht leicht, das grundsätzlich Wichtige herauszuschälen. Wohl gliedert de Mestral in kleine Kapitelchen, faßt diese gut und übersichtlich zusammen; dennoch will es uns bedünken, bisweilen mangle die intuitive Gesamtschau der Persönlichkeit, von der aus alles einzelne Sinn und Bedeutung gewänne. Bisweilen scheint uns die Gefahr kaleidoskopartigen Aneinanderreihens nicht vermieden. Doch soll dieser Einwand unserer Freude an einem so lebendig und anregend geschriebenen Werk nicht wesentlichen Eintrag tun. Diese Freude wird erhöht durch das gediegene Bildermaterial, womit der Verfasser das Buch ausgestattet hat. Es bildet eine glückliche und wertvolle Ergänzung zum Text.

THEODOR FLURY